

recke:in

Das Magazin der Graf Recke Stiftung



Das tägliche Ringen ums Gelingen

Wie Kontinuitäten und Brüche
in unserer Arbeit wirken

Inhalt

Stiftung

- 4 **Kreuz & Quer**

Wohnen & Pflege

- 6 **Pflege mit Bezug**
Im Walter-Kobold-Haus haben einige Pfleger das Ganze im Blick
- 7 **Schalterdienst im Sozialdienstbüro**
Wenn der Kunde nicht mehr zur Bank kommen kann, kommt die Bank ins Haus Berlin

Erziehung & Bildung

- 9 **Vertrauen in alle Richtungen**
Das neue Team im Fachbereich für junge Menschen mit Behinderungen
- 10 **Nicht jede Hilfe gelingt**
Betreuungsabbrüche in der Jugendhilfe sind frustrierend – aber kein unkalkulierbares Risiko
- 14 **Ideen muss man haben**
Für Andrea Zentay ist die Graf Recke Stiftung als Arbeitgeber relativ weit weg, aber dennoch attraktiv
- 16 **»Nur meinem Willen konnte ich mich nicht widersetzen.«**
Eine Schulverweigerin macht Karriere
- 18 **Kegel für Kontinuität**
In den Netzwerkkegeln der Graf Recke *Erziehung & Bildung* werden die Kinder und Jugendlichen auf Dauer begleitet
- 21 **Familien meistern ihr Leben**
Eltern und Kinder erfahren, wie sie gemeinsam etwas auf die Beine stellen können

Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik

- 22 **Die Mischung macht's**
Klienten und Mitarbeitende arbeiten gemeinsam im Café ESS PE ZET
- 23 **Risse, durch die Licht dringt**
Kunst im ESS PE ZET

Wer wir sind und was wir tun

Die Graf Recke Stiftung ist eine der ältesten diakonischen Einrichtungen Deutschlands. 1822 gründete Graf von der Recke-Volmerstein ein »Rettungshaus« für Straßenkinder in Düsseldorf. Zur Kinder- und Jugendhilfe kamen die Behindertenhilfe (1986) und die Altenhilfe (1995) hinzu. Heute besteht die Stiftung aus den Geschäftsbereichen Graf Recke *Erziehung & Bildung*, Graf Recke *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* und Graf Recke *Wohnen & Pflege* samt Dorotheenpark Seniorenzentrum in Hilden. Ebenfalls zur Stiftung gehören das Seniorenheim Haus Berlin gGmbH in Neumünster und die Dienstleistungsgesellschaft DiFS GmbH.

Alle Informationen und aktuelle News aus der Graf Recke Stiftung finden Sie auf unserer Homepage:
www.graf-recke-stiftung.de

recke:in

Das Magazin der Graf Recke Stiftung
Ausgabe 1/2014

Herausgeber Vorstand der Graf Recke Stiftung
Einbrunger Straße 82, 40489 Düsseldorf

Redaktion Unternehmenskommunikation
der Graf Recke Stiftung, Dr. Roelf Bleeker-Dohmen

Konzeption & Layout
Claudia Ott, Nils-Hendrik Zündorf

Fotos Dirk Bannert, Ulrich Baatz, Dr. Roelf Bleeker-Dohmen,
Dennis Fröhlen, Petra Welzel, privat, shutterstock

Produktion Zündorf Mediendienstleistungen, 3.000 Exemplare

Umweltschutz recke:in wird CO₂-neutral gedruckt.



Die Graf Recke Stiftung ist Mitglied des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche im Rheinland e.V.



Pfarrer Ulrich Lilie
Theologischer Vorstand



Petra Skodzig
Finanzvorstand

Liebe Leserinnen und Leser,

»Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen. Seine Arbeit entsagt nicht, sie ist ins Gelingen verliebt statt ins Scheitern.« – diese berühmten Einleitungssätze aus dem 1954 erstmals in der damaligen DDR erschienenen *Prinzip Hoffnung* von Ernst Bloch haben bis heute nichts an Faszination eingebüßt. Das erste Heft der *recke:in* im neuen Jahr erzählt vom (vermeintlichen) Scheitern und vom Gelingen der pädagogischen und der pflegerischen Arbeit, die Mitarbeitende der Graf Recke Stiftung jeden Tag mit großem Einsatz leisten. Abbrüche in der stationären Jugendhilfe gehören zum Alltag, häufig sind vielfältige Gründe lange vor dem Beginn einer Maßnahme ursächlich. Der lesenswerte Artikel von Michael Buntins thematisiert auch die durchaus erfolgreichen Möglichkeiten einer frühzeitigen Gegensteuerung aller an der Hilfeplanung Beteiligten.

Abbrüche sind keinesfalls immer mit Scheitern gleichzusetzen, die Erfahrungen einer Schulverweigerin unterstreichen die Richtigkeit dieses Satzes auf eindruckliche Weise. Ihre Erfahrungen lesen sich eher wie der folgerichtige

Beginn einer gelungenen Berufskarriere – zugegeben über (vielleicht vermeidbare) Umwege. Prozessgesteuerte Pflegeprozesse – mit diesem neuen Fachbegriff verbinden Mitarbeitende in der Pflege noch bessere Ergebnisse ihres tagtäglichen Engagements. Last not least findet auch die Mühe unseres Fundraisers Dennis Fröhlen erfreulicherweise ein zunehmend freundliches Echo.

Das helle Licht des Ostermorgens bleibt die beste und verlässlichste Unterstützung für alle Menschen, die allen Erfahrungen von Abbruch und Scheitern zum Trotz das Hoffen immer wieder neu lernen wollen.

Wir wünschen ein frohes und gesegnetes Osterfest, eine spannende Lektüre und grüßen Sie herzlich aus der Graf Recke Stiftung!

Ulrich Lilie Petra Skodzig

Pfarrer Ulrich Lilie und Petra Skodzig

Mittendrin statt nur dabei

Die Wohngruppe »Mozartstraße« war Teil des Rosenmontagszuges in Hilden.

Anfangen hat alles im letzten Karneval. Da sind zwei Bewohner der Wohngruppe im Rosenmontagszug mitgefahren. Die Wohngruppe hatte bisher jedes Jahr den Karnevalszug nur als Zuschauer miterlebt. Jetzt wuchs der Wunsch nach der aktiven Beteiligung am Karneval. Die intensiven Vorbereitungen dauerten fast ein halbes Jahr. Jeder Bewohner und Mitarbeiter beteiligte sich aktiv daran. Es wurde ein Doppelsitzfahrrad in Form eines Fabelwesens gestaltet. Die Idee dazu hatten die Bewohner, die mit viel Kreativität und großer Motivation eifrig an der Gestaltung mitgewirkt haben. Teile des Fahrzeugs wurden außerdem von der Handwerks-tochtergesellschaft der Graf Recke Stiftung, der DiFS, erstellt. Das Fabelwesen-Fahrrad gab den Anstoß für das Karnevalsthema »Zauberei«. Die Gruppe bastelte und nähte in Eigenregie Zauberkostüme. Fürs Wurfmaterial sammelten die Bewohner in der Nachbarschaft. Um die große Menge des Wurfmaterials zu transportieren, wurde der VW-Bus mitgenommen und für den Karnevalszug noch verkleidet. Zum Karnevalszug, der zu den größten der Region gehört, kamen 40.000 Besucher und 120 teilnehmende Gruppen. Die Mozartstraße war mit 30 Personen vertreten, dazu gehörten neben den Bewohnern und Mitarbeitern Freunde und Unterstützer der Wohngruppe. Der Karneval 2014 zeigt: Die Gruppe Mozartstraße ist mitten in Hilden angekommen. //



Neujahrsempfang 2014

Zum fünften Neujahrsempfang versammelten sich am Freitagvormittag über 150 Gäste in der Graf Recke Kirche in Wittlaer-Einbrungen.

Nach der Andacht von Pfarrer Dietmar Redeker begrüßte Finanzvorstand Petra Skodzig die Gäste. Das Impulsreferat zum Jahresthema der Stiftung – »Arbeitgeberattraktivität« – hielt Professor Christian Schrapper, Institut für Pädagogik der Universität Koblenz-Landau (Foto). Unter dem Titel »Was ist ein guter Arbeitgeber?« gab der renommierte Wissenschaftler Einblick in den Bedeutungswandel des Arbeitgeberbildes, nicht nur im sozialen Bereich. Im Anschluss an ein Grußwort von Superintendentin Henrike Tetz lud Dr. Reinhard v. Dalwigk, Präses des Kuratoriums der Graf Recke Stiftung, zum abschließenden Sektempfang und Imbiss ins Walter-Kobold-Haus. Die Veranstaltung wurde, wie schon 2013, musikalisch begleitet von Jakov Zotov am Klavier. //

Gemeinsame Mitarbeitervertretung

Am 26. März wählten die Mitarbeitenden der Graf Recke Stiftung erstmals eine Gemeinsame Mitarbeitervertretung. Die bisher vier Vertretungen der Graf Recke Stiftung, der Graf Recke Erziehung & Bildung, der Graf Recke Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik und des Dorotheenpark Seniorenzentrums bilden nun eine Gemeinsame MAV mit 13 Mitarbeitervertretern.



Pferdchen für MuKi

Wenn sich Menschen für andere engagieren und dabei ein Rädchen ins andere greift, kommt dabei meist etwas Gutes heraus. In diesem Fall sind es zwei Schaukelpferdchen für die Mutter-Kind-Gruppe.

Alles begann damit, dass die Vorsitzende des Vereins Ranger Foundation beim Sommerfest in Hilden bei den Erzieherinnen vor Ort die Wünsche erfragte. Der Bedarf war schnell ermittelt: Einige Spielgeräte der Mutter-Kind-Gruppe, kurz MuKi, waren sehr in die Jahre gekommen. Sie wurden nun ersetzt durch zwei Schaukelpferdchen, die die Ranger Foundation, die sich für bedürftige Kinder in Düsseldorf und Umgebung einsetzt, für die MuKi anschaffte.

Doch wie sollten die Pferde in die Erde kommen? Hier kam Detlef Meyer mit seinem Garten- und Landschaftsbaubetrieb ins Spiel. Er hatte schon des Öfteren die Kompetenz und Arbeitskraft seines Unternehmens zum Wohle der Stiftung in Hilden eingesetzt, so beim Aufbau des Spielplatzes und Aufräumarbeiten rund ums Freizeithaus. Jetzt sorgte er mit seinen Mitarbeitern dafür, dass die beiden Schaukelpferde fest im Boden verankert wurden und nun darauf warten, von den sieben Kindern, die zurzeit mit ihren Müttern in der Gruppe leben, eingeritten zu werden.

Meyer ist aber nicht nur selbstständiger Garten- und Landschaftsbauer, sondern als Detlef II. gemeinsam mit seiner Prinzessin Andrea III. das amtierende Prinzenpaar von Hilden, das in dieser Session Spenden für die Graf Recke Erziehung & Bildung in Hilden sammelt. Deshalb kamen Detlef II. und Andrea III. mitten in der Session samt Hofstaat in die Mutter-Kind-Gruppe, um die beiden Schaukelpferdchen offiziell zu übergeben. //

»Ihr seid super!«

So lautete eine der vielen positiven Rückmeldungen der Studierenden, die von Jugendlichen in den Jugendhilfeeinrichtungen der Graf Recke Stiftung her-umgeführt wurden – selbstbewusst, kompetent und durchaus stolz auf ihren Lebens- und Arbeitsort.

Seit zwei Jahren bietet Jürgen Eiben, Heilpädagoge und Diplom-Sozialarbeiter bei der Graf Recke Stiftung, im Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Fachhochschule Düsseldorf Seminare zur Einführung in die Heilpädagogik an. Ziel ist es, einen Einblick in die stationäre Jugendarbeit zu geben und den Lernenden erste Schritte im Praxisfeld der Jugendhilfe zu ermöglichen. Jürgen Eiben bringt dafür ein umfangreiches Expertenwissen ein: Er ist seit mehr als 40 Jahren in der Heimarbeit, seit mehr als 30 Jahren in der Graf Recke Stiftung tätig, seit etwa 20 Jahren Experte für die Arbeit zum sexuellen Missbrauch; er installierte die erste Tätergruppe in Deutschland.

Schwerpunkt des letzten Seminars im Wintersemester war wie in den Jahren zuvor die alltägliche Praxis. Nach einem geschichtlichen Überblick zur Entwicklung der Heilpädagogik und den gesetzlichen Grundlagen gingen die Seminarteilnehmer der Frage nach: Was geschieht vom Tag der Aufnahmeanfrage für einen Heimplatz bis zum ersten Hilfeplangespräch, also in der Arbeit des ersten halben Jahres?

Zur Besonderheit werden diese Seminare, weil sie unmittelbar mit der Praxis in der Einrichtung der Graf Recke Stiftung verzahnt werden. So wie zuletzt, da trafen sich wieder 25 Studierende, um das Praxisfeld stationäre Jugendarbeit in einem Rundgang vor Ort zu erkunden. In den letzten Jahren hat sich dabei ein Stamm Jugendlicher zusammengefunden, die die Besucher in Kleingruppen übers weitläufige Gelände führt. »Warum macht ihr das eigentlich?« fragte Jürgen Eiben die engagierten Jungs einmal. »Das macht einfach Spaß«, »wir zeigen denen, wie wir so leben und was uns gefällt«, kam es spontan von Steve, 18, und Sebastian, 13, zurück. Und sehr bald wurde sogar Stolz der Beteiligten auf ihr Zuhause erkennbar. Benjamin sprach auch von seiner Zurückhaltung Fremden gegenüber, »aber es wird jedes Mal besser, ich lerne dazu und kann anderen etwas erklären, was denen wichtig ist und dass sie ein tieferes Verstehen haben können«.

Jürgen Eibens Fazit: »Es macht mir einfach Spaß, mit jungen Menschen zu arbeiten. Was wir hier machen, ist Werbung für die stationäre Jugendhilfearbeit – eine notwendige, fruchtbare, ausfüllende Arbeit, die in einem guten Sinn in der Graf Recke Stiftung geleistet wird!« //

Pflege mit Bezug

Im Walter-Kobold-Haus befindet sich das Konzept der prozesssteuernden Bezugspflegefachkraft seit zwei Jahren im Aufbau. Pflege mit Bezug – ist das denn etwas Neues, fragt Roelf Bleeker-Dohmen Einrichtungsleitung Birgit Kleekamp und Pflegedienstleitung Angela Stein. Hat die Pflege bisher ohne Bezug zum Bewohner stattgefunden?

Kleekamp Nein, natürlich nicht. Aber die Unterscheidung von Funktions- und Bezugspflege gibt es schon länger. Funktionspflege heißt, dass der Mitarbeitende je nach Qualifikation und Aufgabe durch den gesamten Wohnbereich geht und eine bestimmte Aufgabe verrichtet: entweder die Begleitung der Visite oder das Verabreichen von Medikamenten oder die Tische abwischen. War diese Aufgabe erledigt, war die Arbeit getan. Natürlich haben auch Funktionspflegekräfte Kontakt zum Bewohner, aber der Fokus ist ein anderer, mehr tätigkeitsorientiert. Die Rahmenbedingungen waren aber früher auch ganz andere, es gab nicht so viele Dokumentationsanforderungen, vieles lief auf Zuruf. Die Idee der Bezugspflege ist keine neue Erfindung; dahinter steht das Bedürfnis, mehr den Menschen in den Blick zu nehmen.

Woher kommt die Idee der Bezugspflege?

Stein Wie so oft war auch hier die USA mit dem System des »primary nursing« ein Vorbild. Einige Krankenhäuser waren

dort besonders erfolgreich, und als man genauer hinsah, verbarg sich dahinter vor allem eine Haltungsfrage: Kundenorientierung und den Patienten als Menschen betrachten.

Kleekamp Natürlich stellt sich da ganz schnell die Frage der Umsetzung. Wie müsste das in den Pflegeeinrichtungen aussehen? Bezug haben zum Pflegebedürftigen, 24 Stunden am Tag, 7 Tage die Woche? In manchen häuslichen Pflegesituationen finden wir derartige Modelle, wo ein Ehepartner den anderen ohne Unterlass begleitet und betreut. Eine symbiotische Verbindung, in der der Pflegenden aufgeht in der Versorgung des Bedürftigen – ist das in einer Pflegeeinrichtung realistisch zu leisten? Ist das für die Beteiligten bei all den damit verbundenen Belastungen überhaupt zu wünschen? Und wie soll eine Bezugsperson institutionalisiert werden?

Wie also wird Bezugspflege praktisch umgesetzt?

Stein Eine Pflegefachkraft wird einem bestimmten Kreis von Bewohnern zugeordnet, in unserem Fall ist es das Ziel, dass eine Kraft für 10 bis 16 Bewohner zuständig ist. Für diese Bewohner hat diese Pflegefachkraft die gesamten Prozesse im Blick. Sie ist eine Art Case-Manager. Dadurch vermeiden wir, dass an dem einen Tag »Sabine Müller« für die Ernährungszusammenstellung verantwortlich ist und am anderen »Susanne Meier«, ohne dass beide von dem Tun der anderen wissen.

Kleekamp Ziel ist immer die fach- und sachgerechte Versorgung unserer Bewohner mithilfe eines Prozesses, in dem der einzelne Bewohner mit all seinen Ange-

hörigen und Bezugspersonen begleitet wird. Das kann nie ein Rundumsorglos-Paket werden, vielmehr ist die individuelle Versorgung des Bewohners ein tägliches Ringen ums Gelingen. Das geht nicht, ohne jeden Tag die Dinge neu auszuhandeln, so klar die fachlichen Abläufe auch definiert sein mögen. Gestern ging der Bewohner ohne Hilfe zur Toilette, heute benötigt er Hilfe. So viel Flexibilität muss sein.

Wie wird man im Walter-Kobold-Haus prozesssteuernde Bezugspflegefachkraft?

Kleekamp Wir versuchen, die Aufgaben unserer Mitarbeitenden anhand ihrer Vorlieben und Stärken zu vergeben. Sie sind eben keine »Eier legenden Wollmilchsäue«, sondern haben bestimmte Fähigkeiten und Kompetenzen, die sie zu bestimmten Aufgaben befähigen. So hat jede examinierte Pflegefachkraft neben ihren Pflegeaufgaben noch Spezialaufgaben wie Wund- oder Risikomanagement. Die Mitarbeitenden, die prozesssteuernde Pflegefachkräfte werden, haben meist schon vorher eine entsprechende Haltung an den Tag gelegt – sehr aufs Ganze zu achten, es in den Blick zu nehmen und zu steuern. Gleichzeitig gibt es weiterhin solche, die einfach gern direkt »am Bett« die pflegerische Grundversorgung leisten. Das Aufgabenspektrum und die Kommunikationsanforderungen an die prozesssteuernden Bezugspflegefachkräfte sind eben ganz andere: Eine prozesssteuernde Pflegefachkraft ist für etwa 10 bis 16 Pflegebedürftige zuständig und somit für rund 25 bis 40 Personen Ansprechpartner, wenn man davon ausgeht, dass jeder Pflegebedürftige zwei Angehörige hat und es mindestens zwei Ärzte und drei Therapeuten für diese Gruppe gibt.



»Pflege ist ein Fachberuf, den nicht jeder kann. Er ist ebenso komplex wie Kfz-Mechaniker oder Banker.«

Birgit Kleekamp,
Leitern des Walter-Kobold-Hauses



»Wer bei uns prozesssteuernde Bezugspflegefachkraft wird, hat meistens schon vorher Interesse an dieser Art der Aufgaben gezeigt.«

Angela Stein, Pflegedienstleitung
im Walter-Kobold-Haus

Bezugspflegefachkräfte werden aber nicht besser bezahlt als die anderen Pflegekräfte. Worin besteht der Anreiz?

Stein Der Anreiz besteht zum einen darin, dass die Mitarbeitenden prozesshaftes Denken und Planen sehr gern anwenden und auch dazu in der Lage sind. Wer bei uns prozesssteuernde Bezugspflegefachkraft wird, hat sich meistens, wie bereits erwähnt, schon vorher mit dieser Fähigkeit und Interesse gezeigt. Wir ermöglichen damit auch älteren Mitarbeitern, eine anspruchsvolle Tätigkeit mit reduzierten körperlichen Belastungen. Außerdem »belohnen« wir Bezugspflege mit anderen Dienstzeiten: Sie kommen morgens später und müssen nur ein Wochenende im Monat arbeiten.

Macht Bezugspflege die Arbeit in der Einrichtung komplizierter?

Kleekamp Die Aufgaben einer examinierten Pflegefachkraft waren schon immer komplex, vielfältig und herausfordernd. Bereits vor 20 Jahren und länger gab es den Anspruch, dass Pflegefachkräfte alles sein sollten, vom Seelsorger über den Heilkundigen bis hin zum Techniker, der den Rollstuhl reparieren kann. Vor allem aber müssen examinierte Pflegefachkräfte heute alle Vorgänge, Handlungen, Beobachtungen, Gespräche et cetera nachvollziehbar dokumentieren. Pflege ist ein Fachberuf, den nicht jeder kann. Er ist ebenso komplex wie Kfz-Mechaniker oder Banking. Die Pflegekraft braucht Fachwissen in den Bereichen Wundversorgung, Medikation, Lagerung, Ernährung, psychologische Begleitung, Hygiene oder Risikomanagement, um nur einige Punkte zu nennen, und dieses Wissen muss aktuell und umfänglich präsent sein und zur Anwendung kommen. Es ist gut, wenn Pflegenden ein Selbstbewusstsein entwickeln und sagen: Was ich mache, das kann lange nicht jeder. //

Lesen Sie auf Seite 8: Ben Jusek erzählt von seiner Arbeit als steuernde Bezugspflegefachkraft im Walter-Kobold-Haus

Info

Das System der prozesssteuernden Bezugspflege wird zunächst im Walter-Kobold-Haus in Düsseldorf-Wittlaer umgesetzt. Einen Überblick über die unterschiedliche Ausgestaltung der Tätigkeiten von Pflegekräften in unserem Geschäftsbereich Wohnen & Pflege und ihre Tätigkeitsschwerpunkte finden Sie auf unserer Homepage unter www.graf-recke-stiftung.de/wohnen-pflege/pflegeberufe

Schalterdienst im Sozialdienstbüro

Wenn der Kunde nicht mehr in die Bank kommen kann, kommt die Bank zum Kunden. Im Haus Berlin ist das so: Nachdem die Sparkasse Südholstein ihre Filiale in der Nähe des Seniorenheims in Neumünster schließen musste, fanden Bank und Einrichtungsleitung einen gemeinsamen Weg zu den Bewohnern. Mit Ulrich Steffens, einem der Bewohner, der diesen Service gern nutzt, sprach die Einrichtungsleitung über das neue Angebot.

Herr Steffens, wann waren Sie das letzte Mal bei Ihrer Bank?

Ich bin 2006 ins Haus Berlin eingezogen, weil ich bemerkt habe, dass mir meine täglichen Verrichtungen immer schwerer fallen und ich tägliche Unterstützung und Hilfe benötige. Dennoch bin ich noch sehr mobil. Meine Hausbank ist die Sparkasse Südholstein und ich habe sie in der Vergangenheit regelmäßig besucht. Die Selbstständigkeit in meinen Bankgeschäften hat für mich einen hohen Stellenwert. Leider hat die Filiale zum Anfang des Jahres geschlossen. Seitdem ist es mir nicht mehr möglich, zu meiner Bank zu gehen.

Wie erledigen Sie nun Ihre Bankgeschäfte?

Die Einrichtung hat sich sehr für ihre Bewohner eingesetzt. Die Sparkasse kommt nun mit einem Mitarbeiter, Herrn Kühn, jeden ersten Montag im Monat für ein bis zwei Stunden ins Haus Berlin und hält im Sozialdienstbüro ihren »Schalterdienst« ab. Alle Bewohner, die Kunden der Sparkasse sind, können hier vor Ort absolut vertraulich ihre Bankgeschäfte erledigen. Sie können in diesem Gespräch ihre Kontostände erfragen, Überweisungen einreichen, Auskünfte einholen und sich sogar kleine Bargeldbeträge auszahlen lassen. Ich hätte nicht gedacht, dass man von Seiten der Einrichtung so schnell auf die Schließung der Filiale in der Hansenstraße reagiert!

Haben Sie dieses Angebot schon in Anspruch genommen?

Ja, ich habe gleich im ersten Monat dieses Angebot für mich genutzt. Ich war sehr überrascht, wie genau und gut Herr Kühn über meine Kontodaten informiert war. Er sagte, er habe sich über alle Bewohner, die bei der Sparkasse sind, vorher gut informiert. Ich habe gleich für den nächsten Monat einen weiteren Termin vereinbart. //



»Die Einrichtung hat sich sehr für ihre Bewohner eingesetzt.«

Ulrich Steffens lebt im Haus Berlin



Prozess im Blick

Die steuernden Bezugspflegefachkräfte sollen für ihre Bewohner die gesamten Prozesse im Blick haben. Von Pflegeaufgaben werden sie dafür entlastet. Gerade dadurch sind sie ganz nah dran am Bewohner, meint Ben Jusek, der seit zwei Jahren Bezugspflegefachkraft im Walter-Kobold-Haus ist.

Von Roelf Bleeker-Dohmen

Ben Jusek ist vor knapp zwei Jahren ins Walter-Kobold-Haus gekommen. Der examinierte Gesundheits- und Krankenpfleger wurde direkt als steuernde Bezugspflegefachkraft eingestellt. Im Wohnbereich 2. Als steuernde Bezugspflegefachkraft muss Ben Jusek mehr Akten wälzen – 15 Akten habe er zurzeit, sagt er, also 15 Bewohner, für die er zuständig ist. Aber vor Akten hat er keine Angst. Im Gegenteil: Er interessiert sich für die organisatorischen und administrativen Abläufe in der Pflege. Deshalb hat er sich in den Bereichen Wundmanagement und Demenz weitergebildet und studiert an der Universität auf Diplom-Pflegewirt.

Bei der Graf Recke Stiftung fühlt er sich mit seinen Ambitionen bestens aufgehoben. »Mein Arbeitgeber hat Interesse an meinen Qualifikationen«, meint er. Nach mehreren Arbeitge-

berwecheln gefalle es ihm im Walter-Kobold-Haus »zum ersten Mal richtig gut. Die Arbeit macht Spaß und ist interessant. Und das, was ich hier in der Praxis mache, kann ich für mein Studium sehr gut gebrauchen.« Und es geht ja auch überhaupt nicht nur ums Aktenwälzen, die Bezugspflegefachkraft kommuniziert viel - mit Bewohnern, mit Angehörigen, mit dem Sozialtherapeutischen Dienst, den Ärzten und natürlich mit den Kollegen. »Ich fühle mich vom Team sehr anerkannt und die Zuarbeit funktioniert sehr gut«, sagt der 33-Jährige.

Den Bezug zu den zu pflegenden Menschen hat Ben Jusek in seiner Funktion keinesfalls verloren. Gerade der ist notwendig, wenn er den Pflegeplan evaluiert oder mit dem Medizinischen Dienst der Krankenkassen über Höherstufungen verhandelt. »Als Bezugspflegefachkraft habe ich ja weiterhin Bewohner, die ich versorge. Aber auch das versuche ich so zu steuern, dass ich sage: Morgen möchte ich diesen oder jenen Bewohner versorgen, damit ich mir ein Bild machen kann von seiner Situation, seiner Mobilität und zu veranlassenden Maßnahmen«, sagt Ben Jusek. Er möchte den ganzen Prozess in den Blick nehmen und als Bezugspflegefachkraft gelingt ihm das, meint er.

Für den Bewohner, sagt Ben Jusek, sei die Bezugspflege übrigens gar nicht einmal so wichtig. »Die fragen immer den, der gerade für sie da ist, wenn sie etwas benötigen«, hat er beobachtet. »Aber für die Angehörigen ist es sehr wichtig, einen festen Ansprechpartner für alle ihre Fragen zu haben.« //



»Für die Angehörigen ist es wichtig, einen festen Ansprechpartner für all ihre Fragen zu haben.«

Ben Jusek, Bezugspflegefachkraft im Walter-Kobold-Haus

Die eine hat schon eine zehnjährige Graf-Recke-Geschichte, die andere macht vollkommen neue Erfahrungen. Aber beide betonen einen Begriff, der in ihrer Arbeit in alle Richtungen spürbar ist: Vertrauen.

Sie sind nicht zufällig gemeinsam hier. Sabine Blitz, Leiterin des Fachbereichs III, und Beate Thewes, Fachaufsicht in diesem Bereich, haben sich zwar unabhängig voneinander beworben, wurden aber von der Geschäftsbereichsleitung ganz bewusst gemeinsam eingestellt, um den neu konzipierten Fachbereich III mit dem Namen Hilfen für Kinder, Jugendliche und Heranwachsende mit Behinderung weiter aufzubauen und zu führen. Denn auch wenn sich die beiden nicht bewusst gesucht haben, haben sie sich nun gefunden.

Für Sabine Blitz ist die Aufgabe an diesem Ort kein komplettes Neuland. Sie war nur etwas mehr als ein Jahr lang weg. 2012 war sie zur Stiftung Overdyck in Bochum gewechselt. So blieb sie zwar im Dienste der Nachfolger des Grafen von der Recke, ist doch die Stiftung Overdyck aus dessen erstem Rettungshaus für Straßenkinder dort entstanden. Aber die Graf Recke Stiftung hatte sie doch verlassen. Nun ist sie zurück. Warum? Zunächst einfach, weil die Stelle ihrer ehemaligen Vorgesetzten Anette Schreiber frei wurde. Die ist nach langjähriger Leitung der Eingliederungshilfen in den Ruhestand gegangen. Und auch wenn Sabine Blitz Respekt hatte »vor den großen Fußstapfen«, die Anette Schreiber hinterließ, wollte sie die Möglichkeit nutzen, diesen zu folgen. »Ich habe hier als Stellvertretung von Frau Schreiber so wahnsinnig viel Unterstützung erfahren und mich entwickeln dürfen«, sagt die 42-Jährige, die zehn Jahre in der Graf Recke Stiftung gearbeitet hat, heute. »Frau Schreiber hat für mich eine große Vorbildwirkung und jetzt habe ich die Möglichkeit, diesen Weg hier weitergehen zu können.«

Nun verantwortet Sabine Blitz die Führung des Fachbereichs III mit 14 Systemen. Dazu gehört die personelle und wirtschaftliche Verantwortung ebenso wie die Fachaufsicht für fünf Systeme, denn übergangsweise muss sie hier noch eine Kollegin im



Sabine Blitz und Beate Thewes

Vertrauen als Voraussetzung für die Zusammenarbeit

Mutterschaftsurlaub vertreten. Die Fachaufsicht teilt sie sich hier mit der Kollegin, die auch nominell als Fachaufsicht fungiert. Fachaufsicht bedeutet, noch näher an den Teams und den Bewohnern zu sein, pädagogisch zu beraten, bei der Entwicklung von Konzepten zu begleiten und vor Ort bei Problemlösungen zu helfen. »Anwälte der Kinder und Jugendlichen«, wie Sabine Blitz es formuliert, sind beide.

Beate Thewes hat ihre beruflichen Erfahrungen bisher im Erwachsenenbereich gemacht. Nach ihrem Studium arbeitete die heute 49-Jährige Diplom-Sozialwissenschaftlerin mit dem Schwerpunkt Soziale Arbeit und Erziehung mit geistig behinderten Erwachsenen. »Dort habe ich die Struktur eines Gruppendienstes kennengelernt«, sagt sie. Sie stieg bis zur Leitung auf, hat »jede Ebene kennengelernt«, sagt sie. Kollegin Blitz »findet es gut, wenn man auch schon im Nachtbereitschaftsbett gelegen hat, dann versteht man vieles besser«. Thewes' nächste Station war eine Einrichtung für Menschen mit Autismusspektrum-Störung. Insofern betritt sie jetzt »Neuland«. »Wenn ich in Gruppen die Sechsjährigen treffe, dann ist das schon was Neues für mich, aber es ist wunderbar, diese Quirligkeit zu erleben, diese Spontaneität.« Und dann, sagt sie, wird da auch noch etwas

spürbar: dieses Vertrauen der Kinder. »Das ist fantastisch und ich bin sehr dankbar, diese berufliche Erfahrung machen zu dürfen.« Oft erlebe sie, dass sie die Kinder und Jugendlichen schon beim zweiten Treffen namentlich begrüßen. »Das finde ich wirklich erstaunlich!«

Dieses Gefühl der Nähe, trotz der Quantität und Vielfalt des Fachbereichs mit seinen 14 Systemen, weiß auch Rückkehrerin Sabine Blitz zu schätzen. Als sie die Stiftung verließ, da hatte sie dafür durchaus Gründe, aber jetzt stellt sie auch eine »deutliche kulturelle Veränderung« fest: »Die Kollegen sind auch heute noch in vielen Dingen kritisch, aber früher haben sie die Faust in der Tasche geballt, jetzt hauen sie damit auf den Tisch und sagen, was sie denken. Ich habe das Gefühl, dass die Mitarbeiter hier untereinander ins Gespräch kommen, die Türen füreinander offen stehen.« Vertrauen ist die Voraussetzung dafür, auch kritisch sein zu dürfen. Und Vertrauen ist eben nicht nur für Kinder und Jugendliche wichtig, sondern auch für Mitarbeitende. Das sagt Sabine Blitz voller Überzeugung. »Man kann sich die Hilfe und Unterstützung holen, die man benötigt.«

Nicht die schlechteste Erkenntnis in einem Fachbereich, der den Namen »Hilfen« im Titel führt. //



Von Michael Buntins

Nicht jede Hilfe gelingt

Betreuungsabbrüche in der Jugendhilfe sind für Mitarbeitende, vor allem aber die betroffenen Jugendlichen nicht nur frustrierend, sondern meistens auch Ausgangspunkt verschärfter Problemlagen für den Jugendlichen. Aber mittlerweile gibt es einige Untersuchungen zu den Faktoren, die zu Abbrüchen führen – und damit auch Ansatzpunkte, wie man Abbrüche in der Betreuung vermeiden kann. Dazu gehört unter anderem auch eine respektvolle und verlässliche Beziehung zum Betreuer. Michael Buntins, Qualitätsmanager der Graf Recke Erziehung & Bildung, beschreibt die Risiken und wie ihnen begegnet werden kann.

Wer längere Zeit in einer Wohngruppe gearbeitet hat, kennt die Situation: Plötzlich steht ein ehemaliger Bewohner vor der Tür, der vor Jahren hier betreut worden ist. Er möchte seinen früheren Lebensort noch

einmal sehen, und er möchte auch von sich und seinem Lebensweg erzählen. Manchmal versetzt der unverhoffte Besucher uns in Erstaunen mit seinem Bericht: Er hat seinen Weg gemacht und sich eine stabile Existenz aufbauen können – Beruf, Partnerschaft, Familie. Und manchmal bedankt er sich bei seinen damaligen Betreuern für die Unterstützung, die es ihm ermöglicht hat, seinen Weg zu gehen. Für die Pädagogen, die ihn damals begleitet haben, ist ein solches Wiedersehen hoch interessant – und es erfüllt sie auch mit einem gewissen Stolz auf das, was sie zu diesem Erfolg beitragen konnten. Jugendhilfe kann Erfolge vorweisen, und das Wissen über diese Erfolge macht uns Mut, auch in schwierigen Situationen immer wieder nach Lösungen zu suchen. Aber – und erfahrene Mitarbeitende wissen auch das – es gibt beileibe nicht nur Erfolge. Das war noch niemals anders, aber in unserer heutigen Zeit stellt sich die Situation nochmals verschärft dar: Hilfen zur Erziehung – und insbesondere stationäre Maßnahmen – kommen zunehmend erst dann zum Einsatz, wenn anderes bereits mehr oder weniger erfolglos versucht wurde. Das bedeutet: wir beginnen unsere Arbeit oft aus einer bereits sehr problematischen Anfangssituation heraus. Dass unter diesen Umständen nicht jede Hilfe gelingen kann, liegt auf der Hand. Umso mehr kommt es darauf an, die Bedingungen des Gelingens und auch des Scheiterns zu kennen, um möglichst

wirksam arbeiten zu können. Verfahren zur Wirkungsmessung und wissenschaftliche Untersuchungen können uns dabei unterstützen. In der *recke:in*, Ausgabe 3/2013, haben wir mit EVAS und WIMES zwei aktuelle Verfahren vorgestellt, die die Wirksamkeit erzieherischer Hilfen erfassen.

Der eine oder andere ehemalige Bewohner, der nach längerer Zeit zu Besuch kommt, hat »damals« seine Gruppe nicht im besten Einvernehmen verlassen, oder er hat sie verlassen müssen, weil es »einfach nicht mehr ging« – die Hilfe wurde nicht planmäßig zu Ende geführt, sondern abgebrochen. Dennoch konnte er vielleicht seinem Leben eine erfolgreiche Richtung geben. Für den Einzelfall mag dies zutreffen; wir wissen aber heute, dass die Erfolgswahrscheinlichkeit einer Jugendhilfemaßnahme deutlich höher liegt, wenn eine Hilfe planmäßig beendet wird. Das zeigt sich deutlich in einer Gegenüberstellung, die auf der Grundlage von EVAS-Daten erstellt wurde (Abb. 1¹⁾). EVAS erfasst bundesweit über 30000 Jugendhilfefälle. Werte ab einem Betrag von plus/minus 3 Indexpunkten können als praktisch bedeutsame Effekte interpretiert werden. Es ist zu erkennen, dass planmäßig beendete Hilfen beim Aufbau von Ressourcen wie auch bei der Reduzierung von Problemlagen erkennbar wirksam sind; beim Effektindex, der auch den Grad der Zielerreichung einbezieht, wird dies noch deutlicher.

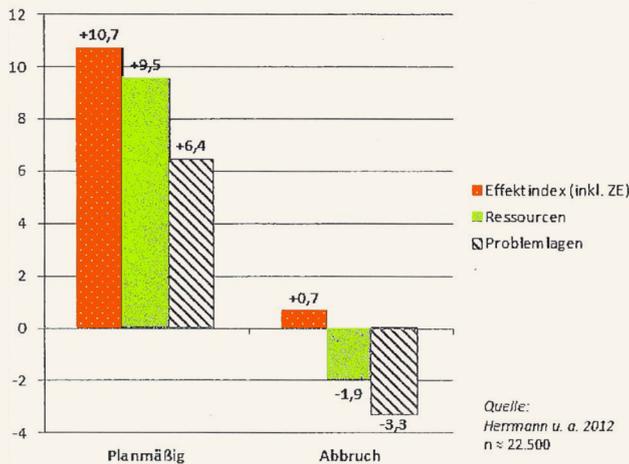


Abb.1: Effektivität von Hilfen nach der Art der Beendigung

Abgebrochene Hilfen hingegen haben bestenfalls keinen erkennbaren Effekt; es gibt sogar Hinweise auf eine Verschärfung der Problemlagen. Diese Ergebnisse basieren auf der Auswertung einer großen Zahl von Fallverläufen; sie lassen selbstverständlich keine Schlüsse auf den Einzelfall zu. Unser ehemaliger Bewohner, der trotz Hilfeabbruch seinen Weg gefunden hat, ist ein Beispiel dafür – aber die Zahlen sprechen dennoch eine deutliche Sprache. »Abgebrochene Hilfen sind nicht erfolgreich. Die Probleme sind in der Regel die gleichen oder haben sich verschlimmert. Am Schluss stehen enttäuschte Hoffnungen, Kränkungen und vertane Zeit. Dass sich in Einzelfällen eine solche Erfahrung später als heilsam erweisen kann, ist eine schwache Hoffnung, an der man sich festhalten mag.«²

Wenn nun die Art der Hilfebeendigung – planmäßig oder abgebrochen – einen so gewichtigen Einfluss auf den Erfolg einer Maßnahme zu haben scheint, liegt es nahe, sich mit der Häufigkeit, den Ursachen und Begleitumständen von Hilfeabbrüchen eingehender zu beschäftigen. In den Jahren 2010 bis 2012 wurden im Rahmen des Modellprojekts ABiE (»Abbrüche in stationären Erziehungshilfen«) insgesamt 423 Hilfeverläufe von Kindern und Jugendlichen untersucht, die in unterschiedlichen Einrichtungen betreut wurden. Diese jungen Menschen waren zwischen 6 und 18 Jahre alt. Die Studie kommt auf der Grundlage von quantitativen und qualitativen Methoden zu der Einschätzung, dass das Abbruchrisiko in der untersuchten Stichprobe bei 35 Prozent liegt. Andere Untersuchungen weisen zum Teil noch deutlich höhere Abbruchquoten um 50 Prozent und darüber aus³. Dies ist die schlechte Nachricht; es gibt aber auch eine gute: Es lassen sich Wirkfaktoren erkennen,

auf die die fallverantwortlichen Jugendämter und die betreuenden Einrichtungen zum Teil Einfluss nehmen können. Es ist also möglich, die Abbruchwahrscheinlichkeit zu senken – auch wenn man im Einzelfall natürlich nicht jeden Abbruch verhindern kann.

- Das Abbruchrisiko steigt mit dem Lebensalter der Kinder und Jugendlichen: bei den über 16-Jährigen ist es zehn Mal so hoch wie bei den unter Zwölfjährigen. Bei den Mädchen wächst das Risiko bereits einige Jahre früher an als bei den Jungen; insgesamt aber gibt es keinen signifikanten Geschlechtsunterschied in Bezug auf die Abbruchwahrscheinlichkeit. Es würde sich demnach »abbruchsenkend auswirken, wenn junge Menschen durchschnittlich früher in eine stationäre Erziehungshilfe kämen und wenn nicht erst das ganze Spektrum der ambulanten Hilfen, der kinderpsychiatrischen Zwischenstationen, der Clearing-Intermezzi und das Zuwarten abgearbeitet werden müssten. Wenn eine stationäre Hilfe zu einem früheren Zeitpunkt indiziert ist, sollte man sie nicht aufgrund von haltlosen Grundsätzen wie »ambulant vor stationär vermeiden« (...). Auf der anderen Seite kann man (...) nicht vorsorglich in Heimen unterbringen, nur weil das Abbruchrisiko geringer ist«⁴.

Aber auch bei den Älteren ist das Abbruchrisiko nicht unveränderlich. Jugendliche sind kritische und anspruchsvolle Partner im Hilfeprozess, die genau darauf achten, was die Hilfe ihnen bringt, und wie mit ihnen umgegangen wird. Auf diese Faktoren kann die Einrichtung durchaus Einfluss nehmen.

- Eine Hilfe wird von den Jugendlichen selber, aber auch von deren Eltern eher als

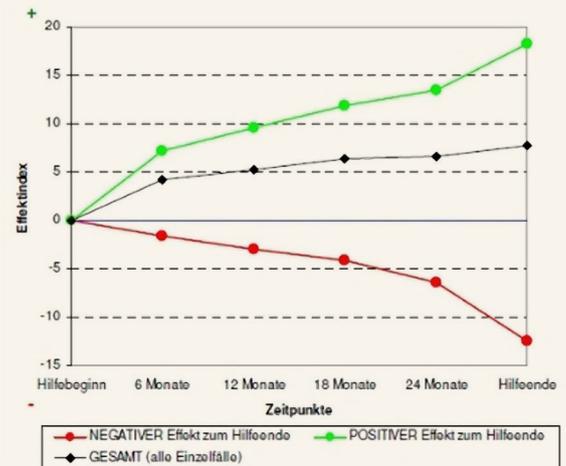


Abb.2: Entwicklungsverläufe von Hilfen mit positiven oder negativen Ergebnissen am Hilfeende

Erfolg versprechend und sinnvoll angesehen, wenn deutlich ist, welche Probleme mit welchen Mitteln bearbeitet werden sollen, und was die Ziele sind. Mit anderen Worten: die Passgenauigkeit der Hilfe erhöht die Akzeptanz und senkt gleichzeitig die Abbruchwahrscheinlichkeit. »Passung wird erhöht, wenn die Einrichtung über eine größere Breite der Angebotsformen verfügt, wenn sie insgesamt klarer in ihren Zielvorstellungen ist und diese transparent mit den Mitarbeitern umgesetzt werden. Wenn Ziele und Entscheidungen der Einrichtung eher im Unklaren bleiben, sind auch die individuellen Zielfindungsprozesse unklar und mühsam.«⁵

- Junge Menschen wollen Einfluss auf die Gestaltung ihres Lebens nehmen. Daher sind Mitbestimmungsmöglichkeiten ein wichtiger Faktor für die Akzeptanz der Hilfe. Das gilt für die Partizipation im Rahmen der Hilfeplanung ebenso wie für den Entscheidungs- und Gestaltungsspielraum im alltäglichen Leben. Das Gefühl der Fremdbestimmtheit erhöht die Neigung zum Abbruch.

- Inwieweit junge Menschen die Hilfe als sinnvoll erleben, hängt wesentlich von ihrer Beziehung zu den Erziehern und Erzieherinnen ab. Dabei unterscheiden sich die Erwartungen je nach Alter und Geschlecht. Für Kinder ist es wichtig, sich in der Gruppe der anderen Kinder wohlfühlen zu können. Wenn dann noch die Erwachsenen freundlich sind, die Unterbringung und der Alltag kindgerecht sind und die Eltern ein gutes Gefühl in Bezug auf die Einrichtung haben, sind gute Voraussetzungen für den Bestand der Hilfe gegeben. Ältere Jungen legen darüber hinaus Wert auf eine zuverlässige

Arbeitsbeziehung zu ihren Betreuern, von denen sie Fairness, Gerechtigkeit und den Austausch klarer Standpunkte erwarten. Sind die Erwartungen der Jungen eher auf Sachthemen gerichtet, dominieren bei den älteren Mädchen die sozial-emotionalen Themen. »Sie überprüfen die Beziehungsangebote hinsichtlich Vertrauen, Respekt, Verlässlichkeit. Wenn hier die Erwachsenen nicht bestehen, beginnt die Hilfe zu wackeln«⁶.

- Junge Menschen benötigen Schutz. Wenn sie diesen in der Einrichtung vermissen, weil sie sich Verletzungen und Bedrohungen von Seiten anderer Jugendlicher oder sogar von Seiten der Fachkräfte ausgesetzt fühlen, gehen sie innerlich auf Distanz, flüchten oder ergreifen die nächste Gelegenheit zum Abbruch.

Eine Untersuchung auf der Grundlage von EVAS-Daten hat gezeigt, dass ein negativer Hilfeverlauf oft schon früh erkennbar ist⁷. Rund 2000 Hilfeverläufe mit einer Laufzeit von mindestens zwei Jahren wurden in zwei Kategorien aufgeteilt: Hilfen, die mit einem positiven Effekt⁸ abgeschlossen wurden, und solche, bei denen am Hilfeende ein negativer Effekt festgestellt werden musste. Das Diagramm in Abb. 2 zeigt: Hilfen, deren Effekt nach sechs oder zwölf Monaten deutlich negativ ist, werden mit hoher Wahrscheinlichkeit auch negativ beendet werden – oder anders ausgedrückt: wenn die Hilfe nicht schon frühzeitig (zumindest kleinere) Erfolge bewirkt, dann gelingt das wahrscheinlich auch später nicht mehr. Negative Verläufe sind naturgemäß mit Unzufriedenheit der Beteiligten verbunden, und diese Unzufriedenheit erhöht wiederum das Abbruchrisiko.

Das Diagramm zeigt den vergleichsweise linearen Verlauf durchschnittlicher Werte aus einer großen Zahl von Hilfen auf – betrachtet man hingegen Einzelfälle, erlebt man Sprünge, Richtungswechsel und Wellenbewegungen. »Ein linearer Verlauf ist auf Fallebene wohl eher die Ausnahme. Gerade deswegen ist es aber erstaunlich, dass sich die positiven und negativen Hilfeverläufe im Mittel so deutlich und vor allem schon so früh voneinander abgrenzen. Dieser Unterschied ist so groß, dass auf Grund der Entwicklung bereits nach einem halben Jahr statistisch (...) mit sehr hoher Sicherheit der weitere Verlauf vorhergesagt werden kann.«⁹

Dieser Befund ist einerseits ernüchternd, auf der anderen Seite eröffnet er jedoch



Michael Buntins, Qualitätsmanager
der Graf Recke Erziehung & Bildung

Literatur zum Thema:

Harald Tornow/Holger Ziegler:
Ursachen und Begleitumstände von
Abbrüchen stationärer Erziehungs-
hilfen. In: *Abbrüche in stationären
Erziehungshilfen (ABiE)*.
EREV-Schriftenreihe 3/2012.

Jens Arnold/Michael Macsenaere:
Abbrüche in den Hilfen zur Erziehung:
Häufigkeit, Relevanz und
Vermeidung. In: *Evangelische
Jugendhilfe*, Heft 5/2012

Timo Hermann/Jens Arnold/
Elena Zlotnik/Eva Stepkes/
Maria Berg/Michael Macsenaere:
*Hilfeartübergreifender EVAS-Bericht
2011*. Mainz (IKJ) 2012
IKJ Institut für Kinder- und
Jugendhilfe gGmbH: *EVAS-Highlights
2007-1*. Mainz (IKJ) 2007

auch Handlungsmöglichkeiten: Wenn die Fachkräfte sich schon frühzeitig und im weiteren Verlauf regelmäßig – am besten auf der Grundlage wirkungsorientierter Evaluation – ein Bild über den Fallverlauf machen, können sie im Falle einer negativen Entwicklung die Ursachen analysieren und in geeigneter Weise gegensteuern, zum Beispiel in Form einer Veränderung oder Ergänzung der Maßnahme. Einen eingeschlagenen Weg, der sich nicht als zielführend erweist, nur »aus dem Prinzip Hoffnung heraus« weiter zu verfolgen, ist nicht sinnvoll.¹⁰

Jugendämter und Einrichtungen haben also durchaus Ansatzpunkte, das Gelingen von Hilfen zu fördern und die Abbruchrisiken zu senken. Diese Möglichkeiten auszuschöpfen, ist aus fachlicher Sicht ebenso geboten wie vor dem Hintergrund unseres ethischen Hintergrunds, der in den Leitlinien des Geschäftsbereichs *Erziehung & Bildung* verankert ist.

Aber der Anspruch, möglichst viele Hilfen gelingen zu lassen, darf uns nicht den Blick auf das Risiko ihres Scheiterns verstellen und darauf, dass dieses Risiko alles andere als gering ist. Ein realistischer Umgang mit dem Risiko des Misslingens ist erforderlich, um uns vor überhöhten Ansprüchen an uns selbst und der damit unweigerlich verbundenen Gefahr der Enttäuschung zu schützen. Deshalb ist es wichtig, im Team wie auch im Hilfeplanungsprozess die Risiken offen zu benennen und gemeinsam nach Handlungsmöglichkeiten zu suchen. Dabei sind Erfahrung und Intuition der Fachkräfte unverzichtbar; wissenschaftliche Methoden und Erkenntnisse geben zusätzliche Hinweise und eröffnen weitere Perspektiven. //

¹ siehe Abbildung 1

² Tornow/Ziegler 2012, S. 30

³ Diese sehr unterschiedlichen Zahlen ergeben sich zum einen aus der unterschiedlichen Beschaffenheit der Stichproben im Hinblick auf z.B. Alter, Hilfeart und Region, zum anderen aus unterschiedlichem Verständnis dessen, was man unter »Abbruch« versteht.

⁴ Tornow/Ziegler 2012, S. 106

⁵ Tornow/Ziegler 2012, S. 109

⁶ Tornow/Ziegler 2012, S. 108

⁷ IKJ 2007

⁸ Der Effektivindex bei EVAS fasst, wie weiter oben bereits dargestellt wurde, den Aufbau von Ressourcen und den Abbau von Problemlagen sowie den Grad der Zielerreichung zusammen.

⁹ Arnold/Macsenaere 2012, S. 289

¹⁰ Arnold/Macsenaere 2012, S. 291

Attraktiver Arbeitgeber?

»Was ist ein attraktiver Arbeitgeber?« lautet das Jahresthema der Graf Recke Stiftung. Unter dieser Fragestellung ist die Stiftung nicht nur auf dem Weg, ihren Mitarbeitenden kontinuierlich bessere Rahmenbedingungen zu ermöglichen, sondern fragen wir als Unternehmenskommunikation der Graf Recke Stiftung auch unsere Mitarbeitenden nach ihrer Sicht auf die Frage. Dabei nehmen wir auch die Mitarbeitenden in den »Randlagen« der Stiftung in den Blick – seien es räumliche Randlagen, zum Beispiel in weit von der Unternehmenszentrale entfernten Gruppen in Wuppertal oder Mönchengladbach, seien es »strukturelle Randlagen« wie unsere zahlreichen Mitarbeitenden im Familien unterstützenden Dienst (FuD). Der beschäftigt im Großraum Mettmann, Düsseldorf und Köln über 500 Mitarbeitende, die größtenteils wenige Berührungspunkte mit dem Arbeitgeber Graf Recke Stiftung haben. Wir wollen wissen: Wie nehmen die Mitarbeitenden in den »Randlagen« ihren Arbeitgeber wahr? Welche Erwartungen haben sie an die Zentrale oder ist ihnen der Kontakt gar nicht so wichtig? Andrea Zentay aus Köln sagt: Doch – und würde gern mal im Graf-Recke-Laufshirt durch Köln laufen.

Von Beate Simon

Ideen muss man haben

Max ist mehrfach behindert, er ist Autist und blind. Andrea Zentay hilft ihm, dem Schulunterricht zu folgen. Das bedeutet zunächst, die einfachsten Kulturtechniken zu lernen: Zuhören, aufmerksam bleiben und natürlich auch, sich den schulischen Lernstoff anzueignen. Dafür arbeiten die beiden meist in einem Nebenraum; zu festgelegten Zeiten geht es zur Reit- und Ergotherapie. Da kann der Tag lang werden; wenn Max sich ärgert oder die Geduld verliert, kratzt, beißt, tritt und spuckt er; aber wenn ihm etwas gelingt, zum Beispiel ohne Handführung Löcher auf der Zahlentafel zu lesen, dann kann er vor Freude richtig jauchzen. »Man muss ihm viel Raum geben, er kann mehr, als er zeigt«, so seine Betreuerin.

Andrea Zentay, 50, kommt aus dem schulpädagogischen Bereich und arbeitet nun in der Integrationshilfe als Schulbegleitung in der Jugendbehindertenhilfe; sie betreut jeweils ein Kind über den ganzen Tag, seit fünf Jahren macht sie diese Arbeit, seit dreieinhalb Jahren in der Graf Recke Stiftung; es ist das vierte Kind, das sie durch den Tagesablauf begleitet. Von der Jugendbehindertenhilfe werden ihr die Kinder mit ihrem jeweiligen pädagogischen Förderbedarf anvertraut, die Betreuung fängt manchmal auch im Kindergarten an.

Wie kam Andrea Zentay zur Graf Recke Stiftung? 2009 wurde der Sektor Schulbegleitung der diakonischen Einrichtung Michaelshoven in Köln, wo Andrea Zentay beschäftigt war, an die Graf Recke Stiftung übertragen. Eigentlich änderte sich sichtbar gar nichts für sie und die Kollegen. Alle Mitarbeitenden wurden über den Arbeitgeberwechsel bei einer Versammlung informiert und Andrea Zentay arbeitete weiter mit dem ihr anvertrauten Kind, nur die Ansprechpartner für formelle und organisatorische Fragen waren nun andere. Die räumliche Distanz zur Zentrale in Düsseldorf war ein Faktum, das aber im Arbeitsalltag keine große Rolle spielte.

Eine Veränderung wurde spürbar, als die »Kölner Filiale«, der Familien unterstützende Dienst FuD Süd, in Köln-Ehrenfeld entstand, eine Niederlassung, die etwa zehn Minuten von Andrea Zentays Wohnort entfernt liegt und so auch gut für sie zum Anlaufpunkt werden konnte. Diese »Filiale« ist seit dem Frühjahr 2013 auch zuständig dafür, die Belange in der Schulbegleitung im Kölner Raum abzuklären und zu begleiten.

So erschien die Graf Recke Stiftung mit konkreten Gesichtern, nämlich denen von Dirk Keller, Bereichsleitung des Familien unterstützenden Dienstes FuD Süd, und

seinen Mitarbeitenden. Hier waren nun die formellen Verwaltungsarbeiten abzuwickeln, vertragsrechtliche Fragen, Abgabe der Leistungsnachweise, Krankmeldungen, Vertretungen. Aber daraus entstand viel mehr, eine Anlaufstelle mit Mitarbeitenden, die persönlich erreichbar, über telefonische und Mailkontakte in vielfältigen Fragen ansprechbar waren, und einiges konnte dann schon vor Ort geklärt werden.

Schon die Eröffnung der »Filiale« hat Andrea Zentay als schöne Erinnerung des Willkommenseins: Da fanden sich sicher an die 20 pädagogische Mitarbeiter ein, die in der Schulbegleitung tätig waren, hier begegnete man sich außerhalb der Arbeit und sah sich dann bei manchen Anlässen in den Schulen wie bei Vertretungsfällen oder einem Betreuungswechsel bei den Kindern wieder und stellte dann immer wieder fest, dass man die verschiedenen Kinder ja kennt. Es entwickelte sich ein »Kontakt auf Reserve«, ein »latentes Netzwerk« von Bekannten, zu denen man bei Bedarf in Verbindung treten kann.

Attraktiv findet Zentay an ihrem Arbeitgeber, dass er ihr den Austausch ermöglicht. In der Filiale vermittelt man ihr, »wir sind hier«, dass sie jederzeit kommen und Gehör für ihre Anliegen finden kann. »Ich



Gemeinsam mit seiner Lehrerin wartet Max, 10, zu Hause bei seiner Mutter auf seinen Taxibus. Andrea Zentay begleitet ihn an seiner Förderschule für körperliche und motorische Entwicklung in Köln-Müngersdorf seit etwa einem halben Jahr durch den ganzen Schultag von acht bis vier. Max' Alltag ist auch Andrea Zentays Alltag. Die Graf Recke Stiftung als Arbeitgeber ist da ganz weit weg – oder doch nicht?

gehe gern in der Filiale vorbei, nicht nur um meine Unterlagen abzugeben, sondern um einfach ein paar Infos auszutauschen. Auch wenn die dort Beschäftigten immer reichlich zu tun haben, nehmen sie sich die Zeit zu reden«, so Andrea Zentay. Auch die Räumlichkeiten stehen zur Verfügung für informelle Treffen und Begegnungen anlässlich der eigenen Arbeit.

Wichtig ist Andrea Zentay auch der Kontakt zur Stiftung über Facebook und andere Internetangebote. Über die Medien holt sie sich aktuelle Informationen oder tauscht sich über ihre Arbeit aus. Über diese Angebote wird die Stiftung präsenter für sie und stärkt aus der Ferne auch das Gefühl des Verbundenseins.

»Gut finde ich auch den persönlichen und unkomplizierten Kontakt zum Arbeitgeber, da ist einfach ein Vertrauensverhältnis gewachsen. Wenn ich hier ein positives Feedback erhalte, dann weiß ich, so kann ich meine Arbeit machen.« Besonders schätzt Andrea Zentay aber auch die Rückendeckung, wenn nicht alles ganz rund läuft, und überhaupt »dass ich als Arbeitnehmerin wertgeschätzt werde, man kennt sich persönlich, kann jederzeit Kontakt aufnehmen, anrufen, auch nach Feierabend ist immer Kontakt möglich.

Im letzten Jahr hat sich für mich als ganz klar ergeben, dass ich bei keinem anderen Arbeitgeber wie Träger arbeiten möchte.«

Wie ist es mit dem Bezug zur Zentrale, wenn man so weit vom Schuss arbeitet? Die räumliche Distanz zur Graf Recke Stiftung spielt im Alltag keine besondere Rolle. Aber immer ist auch die Frage, was überhaupt machbar ist. Etwa zweimal im Jahr nimmt Andrea Zentay an Veranstaltungen in Wittlaer teil, wie Feste im Advent oder an einer Mitarbeiterversammlung. Und gern würde sie Angebote in Düsseldorf öfter wahrnehmen, aber Wittlaer ist zu weit weg – wenn sie teilnehmen würde, müsste wohl ihr Betreuungskind zu Hause bleiben und das möchte sie nicht.

»Vielleicht können in der Filiale mehr gemeinsame Aktivitäten, die vor Ort stärker verbinden, angeboten werden«, denkt Zentay laut. Aber wer weiß, ob da wirklich genug Interesse, Nachfrage und freie Zeit besteht. Vielleicht gibt es aber mal die eine oder andere Idee, die praktikabel, weil überschaubar und begrenzt ist und einfach Freude macht. »Ich könnte mir vorstellen, hier in Köln mal an einem Lauf teilzunehmen – im Graf-Recke-Shirt.« Das wäre dann vielleicht auch ein konstruktiver Beitrag zur alten Düsseldorf-Kölner Fehde! //



»Nur meinem Willen konnte ich mich nicht widersetzen«

»In meiner Schulkarriere bin ich drei Mal von Schulen geflogen. Ich war eine echte Schulverweigerin. Nur wenn mich etwas interessiert hat, bin ich hingegangen. Oft habe ich mich auf den Schulweg gemacht und mir fest vorgenommen: Dieses Mal gehe ich hin! Denn natürlich war meine Verweigerung mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden. Und dann bin ich kurz vor der Schule abgedreht. Ich konnte es einfach nicht.« So erzählt Sandra Schürmann über ihre Schulzeit. Heute ist sie Arbeitgeberin von über hundert Menschen und bringt hunderte Jugendliche ohne Ausbildung auf den beruflichen Weg.

Von Roelf Bleeker-Dohmen

»Junge, warum hast du nichts gelernt?« So lautet die wiederkehrende Zeile eines Songs der Band *Die Ärzte*, in der es um einen jungen Mann geht, der sich die Vorhaltungen seiner Eltern anhören muss. »Was soll nur aus dir werden?« ist die logische Anschlussfrage für Eltern, Lehrer und alle, die sich zuständig fühlen. Wenn im Leben die Weichen gestellt werden und der junge Mensch so gar nicht bereit ist, die vorgeschriebenen Wege zu gehen, dann ist die Sorge groß.

Nicht, dass sie nicht berechtigt wäre. Aber das Leben ist keine Eisenbahnstrecke. Sandra Schürmanns Weg war alles andere als schnurgerade, aber die heute 43-Jährige ist besser angekommen als viele andere. Bei sich und im Berufsleben. Als erfolgreiche Arbeitgeberin von über hundert Menschen und Geschäftsführerin einer Firma, die sich kümmert – um junge Menschen ohne Ausbildung. Da schließt sich ein Kreis, scheint es.

»Gelangweilt haben mich vor allem die Stunden, in denen es um reine Fachvermittlung ging. Ich habe mich gefragt, was das mit meinem Leben zu tun hat. Und weil ich es nicht verstand, konnte ich mich dem nicht beugen. Für meine Lehrer war das zum Verzweifeln.«

Nach fünf Jahren musste die Gymnasiastin Sandra Schürmann die Schule zum ersten Mal wechseln. Zur Hauptschule wollte sie auf keinen Fall: »Wenn ich dahin muss, habe ich gesagt, dann gehe ich gar nicht mehr zur Schule.« Also ging es zu einem anderen Gymnasium, aber schon nach einem Jahr war es dort auch vorbei. Realschule. »Genommen hat man mich dort überhaupt nur wegen meiner guten Mathenoten.« Ein Freund hatte ihr einen »philosophischen, ganzheitlichen Zugang« zu dieser Disziplin vermittelt. »Plötzlich war Mathe kein Problem mehr. Ich habe andere Formen entwickelt, die Dinge zu lernen. Ich muss sie begreifen. Ich verstehe die Formeln nicht, tue mich mit den Grundrechenarten schwer, aber habe Wege gefunden, richtig gut zu werden in Mathe.«

Den Realschulabschluss schaffte Schürmann mit »Ach und Krach«. Danach war sie ein Jahr auf einer Fachoberschule für Kunst und Gestaltung in Wuppertal. »Ich habe mir gedacht, das wäre was für mich, und das war es, so lange mir die nicht wieder nur fachlich vermittelt wurde.« Falsch gedacht, und so ging sie wieder. »Ich war 19 und hatte keine echte Idee, was ich machen sollte, ich fand nichts auf dem Arbeitsmarkt, das mich interessiert hätte.«

»Ich erinnere mich an einen Elternsprechtag mit meiner Mutter und einem Lehrer. Da war ich 14. Und der Lehrer sagte: Kind, wenn du so weitermachst, wird aus deinem Leben nie etwas. Da habe ich gedacht: Wie kommst du dazu, so über mich zu urteilen? Und gerade wenn ich mir diesen Lehrer zum Vorbild nehme: So wie er möchte ich ja sowieso nie enden!«

Mit Anfang 20 keine Idee zu haben, was man machen könnte, das hat Sandra Schürmann aber auch nicht wirklich gefallen und sie langsam glauben lassen, dass die Erwachsenen vielleicht doch recht haben könnten. Aber es war nicht so, dass sie untätig war. »Ich habe aber immer gejobbt, bin mit 20 in eine Werbeagentur gegangen und habe mich dann sehr schnell selbstständig gemacht.« Schnell hatte sie drei Angestellte. »Ich habe immer unternehmerisch gedacht.«

Lebenswege verlaufen selten schnurgerade. Eigentlich nie. Es gibt Umwege und verschlungene Pfade. Und es gibt harte Schläge,

die einen Menschen aus der Bahn werfen können. Als Sandra Schürmann 25 war, starb ihr zehn Monate alter Sohn. Sein Tod wirkte zunächst so, wie er bei den meisten Menschen wirken würde: Verzweiflung, Hadern, die Frage: Warum ich?

»Ich bin in eine Selbsthilfegruppe gegangen und habe dort vor allem schnell gemerkt, dass es so nicht richtig sein kann: Da sitzen Menschen, die seit 15 Jahren nur über den Tod ihrer Kinder sprechen. Man muss solche tragischen Ereignisse auch als Chance begreifen, sonst ist das Leben doch vorbei! Mich hat der Tod meines Sohnes auf eine Weise auch unverletzlich gemacht: Ich habe meinen Sohn immer in meinem Herzen bei mir! Was soll passieren, das schlimmer ist?«

Sandra Schürmann hatte kurz zuvor begonnen, an der Fachhochschule Dortmund Kunst und Sozialarbeit zu studieren – »eher aus Hilflosigkeit«. Aber sie schaffte es, ihr Studium abzuschließen und ging anschließend für einige Zeit nach Burkina Faso in ein Waisenhaus, ein von einer Deutschen aufgebautes Projekt. Sandra Schürmann war beeindruckt vom Umgang der Menschen in diesem armen Land mit den Zumutungen des Lebens und dem Tod. Als sie nach Deutschland zurückkehrte, nahm sie sich vor: Entweder werde ich jetzt hier etwas verändern oder ich gehe zurück nach Afrika. Dann lernte sie »den späteren Vater meiner Tochter« kennen und lieben. Ein guter Grund, vorerst in Deutschland zu bleiben.

»Ich habe mehrere Bewerbungen geschrieben – ich glaube es waren zwei... – und habe dann sehr schnell einen Job bei einem Bildungsträger bekommen. Und da saß ich plötzlich auf der anderen Seite des Tisches, den Schulverweigerern gegenüber. Dass ich selbst eine solche Karriere hatte, hat bei meiner Bewerbung keine Rolle gespielt. Mir war das zu diesem Zeitpunkt auch gar nicht so bewusst, auch wenn Freunde sagten, das sei ja wohl ein Scherz: ich bei einem Bildungsträger! Aber auch hier setzte sich schnell mein unternehmerisches Denken durch, ich habe ein Projekt aufgesetzt und hatte im dritten Jahr 16 Mitarbeiter.«

Dann machte Sandra Schürmann mal wieder etwas auf eigene Faust: einen nicht mit dem Chef abgestimmten Kletterausflug mit Jugendlichen. Als die dort beim Kiffen erwischt wurden, bekam die Initiatorin eine Abmahnung. Nach der Geburt ihrer Tochter wollte sie nicht in den alten Job zurück

»Eines Tages war ich bei einem Schülertheater unter der Leitung meines Schwagers; der ist Theaterpädagoge. Und dann saß ich da in diesem Theaterstück und hatte plötzlich ein ganz klares Bild vor mir. Ich habe diese Energie im Raum gespürt, was für eine Arbeit das Stück gemacht hat, aber wie viel beiderseitige Anerkennung beim Applaus spürbar wurde. Das war eine so tief gehende Erfahrung, wie ich sie auch beim Klettern nie gemacht habe! Ich bin gleich danach zu meinem Schwager gegangen, habe die Projektidee sofort aufgeschrieben. Das war im Juni 2005 und im Oktober des gleichen Jahres stand es.«

Ein Angebot an ihren alten Arbeitgeber, das Projekt gemeinsam zu initiieren, lehnte dieser ab. Und so ging Sandra Schürmann in den nächsten Buchladen und besorgte sich ein Heftchen zum Thema Vereinsgründung. An einem Sonntagnachmittag gründete Sandra Schürmann mit

einigen Mitstreitern am Gartentisch einen Verein. Fünf Tage später reichte sie das Projekt bei einer Ausschreibung für einen Förderpreis ein – und setzte sich unter 1.800 eingereichten Ideen durch. »Der Preis war mit 350.000 Euro dotiert – das hat uns als Start-up-Unternehmen ohne eigene Büros schon sehr geholfen.« Heute leitet Sandra Schürmann die *Projektfabrik*, die schon hunderten Hartz-IV-Jugendlichen, die zuvor an der Schule, ihrer Ausbildung, ihren Lehrern, Eltern, dem Leben oder sich selbst gescheitert sind, eine neue Perspektive gegeben hat. Zentrales Element der Projektfabrik ist das JobAct-Konzept: Es verbindet theaterpädagogische Methoden und Biografiearbeit mit kreativen und klassischen Verfahren des Bewerbungsmanagements. Betriebspraktika und ein Coaching runden die Vorgehensweise innerhalb des Projektes ab.

Sandra Schürmann war bei allen Umwegen offenbar immer zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Zufall? Eine Sandra Schürmann glaubt nicht mehr an Zufälle. Bewusst geplant habe sie das aber auch nicht, eher »unbewusst gesehen, was gehen könnte«. Wenn man Möglichkeiten erkenne, könne man solche Entwicklungen auch lenken, zumindest nutzen, meint sie. »Ich habe dazu in erster Linie auf meinen eigenen Willen gehört. Nur dem konnte ich mich nicht widersetzen, den konnte ich nicht den Umständen anpassen.«

Sandra Schürmann will ihre Schützlinge weder systemkompatibel machen noch zu Revolutionären ausbilden. Natürlich gehe es nicht darum, dass sie einen Weg gehen sollen wie sie. Dazu ist der ohnehin viel zu individuell... Es geht um Selbstbewusstsein, Perspektivenwechsel, Rollenverständnis, darum, an dem, was im Leben passiert, nicht anderen die Schuld zu geben. »Es nutzt ja schon sehr viel, wenn sie mit einer positiven Haltung zum Job-Center gehen.« So kann es offenbar klappen: Über 70 Prozent der jungen Menschen schaffen es nach einer Verbleibstudie nach dem JobAct-Programm aus dem Bezug von staatlichen Leistungen heraus zu kommen.

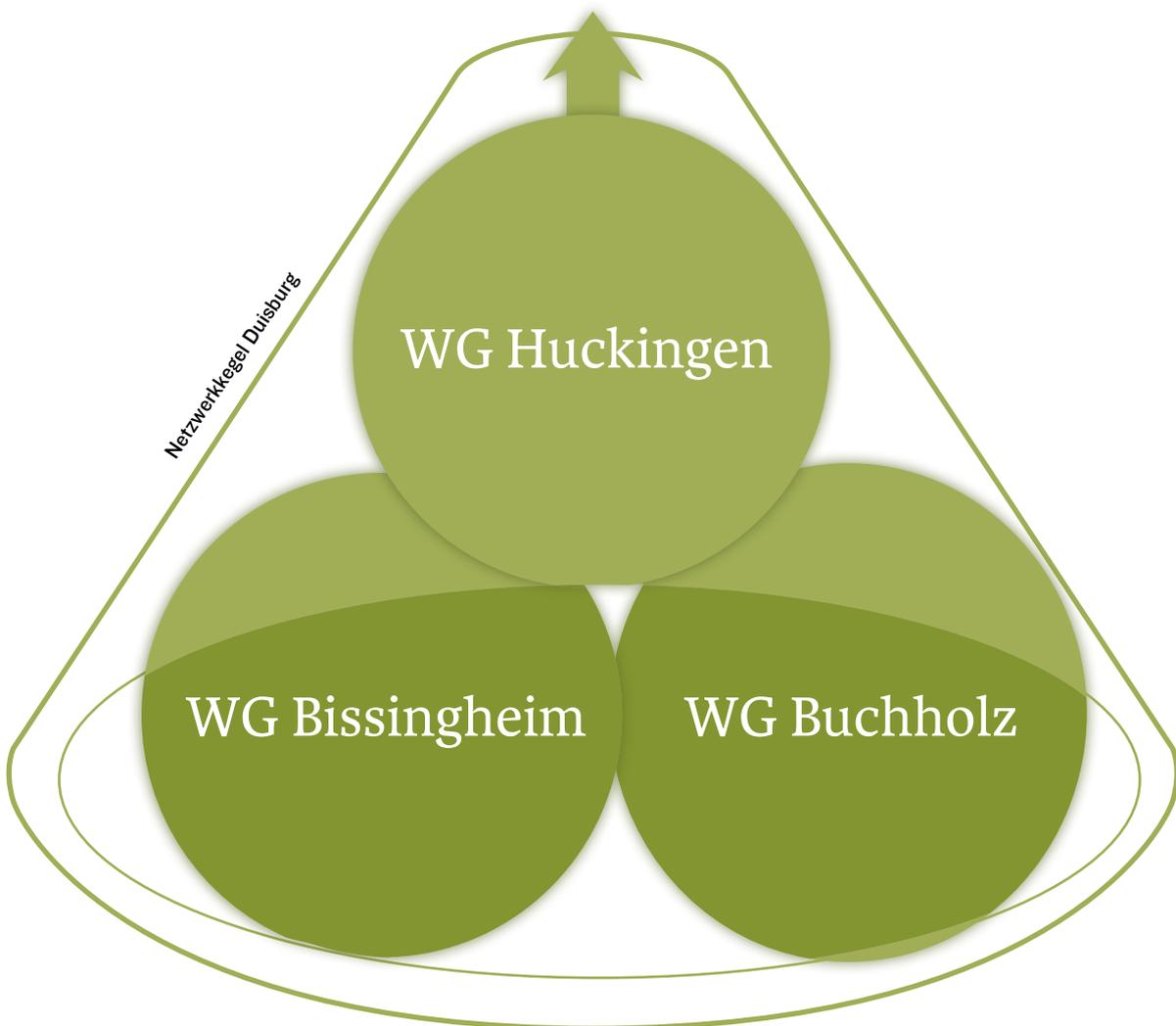
Wie hält man es eigentlich mit einem so willensstarken Menschen privat aus? »Ich bin extrem anpassungsfähig«, erklärt Sandra Schürmann leicht süffisant, sei sie doch in Witten geboren und wohne sie immer noch dort, brav in einem Einfamilienhaus. Und auch ihre Steuererklärungen gebe sie immer pünktlich ab. Und mit Ämtern arbeite sie gut zusammen, sonst würden ihre Projekte ja gar nicht funktionieren. Aber so mache es beiden Seiten eindeutig auch mehr Spaß!

»Dennoch sollten wir den Menschen mit Anpassungsschwierigkeiten ganz anders begegnen. Menschen, die sich nicht anpassen, empfinde ich als besondere Kraft, deren Willensäußerungen wir durch unsere Resistenz nicht verstehen, durch unsere Kontrolle in Kriminalität und Illegalität abdrängen. Wir müssen diese Menschen ermuntern und fördern, ihren Widerstand positiv nutzen, als Kraft begreifen, nicht als soziales Problem. Ich glaube, kein Mensch in der Welt tut gern etwas, was anderen schadet. Wenn Jugendliche ihre ganze Kraft in Negatives legen, dann ist es an uns, Ideen zu entwickeln, wie wir damit umgehen und positiv zu lenken.« //

Infos zur Projektfabrik im Internet unter www.projektfabrik.org

Kegel für die Kontin

Google hat's noch nicht verstanden. Wer dort nach »Netzwerkkegel« sucht, bekommt zunächst ausschließlich Ergebnisvorschläge für »Netzwerk-kabel«. Und Google kann es immer noch nicht glauben, denn wer auf »Netzwerkkegel« besteht und klickt, wird dennoch ein weiteres Mal gefragt: »Meinten Sie: Netzwerk-kabel?« Dann endlich listet die Suchmaschine die »Netzwerkkegel«-Ergebnisse. Und wer denen folgt, landet als erstes bei der Graf Recke Stiftung.



uität

Von Roelf Bleeker-Dohmen

Die »Netzwerkkegel« im Geschäftsbereich *Erziehung & Bildung* sind ganz neue Gebilde. Die Idee entstand in der Außenwohngruppe Duisburg-Huckingen. Dort wurde vom damaligen Teamleiter auf der Basis des pädagogischen Gruppenkonzeptes die Struktur des Netzwerkkegels entwickelt. Der jetzige Teamleiter, Markus Kaiser, beschreibt die Entstehungsgeschichte: »Die Außenwohngruppe Huckingen wurde schon vor 20 Jahren als stationäre Verselbstständigungsgruppe konzipiert und war eines der letzten Glieder in der Leistungskette unserer Jugendhilfe. Schon bald wurde deutlich, dass wir als Anschluss auch ambulante Angebote benötigen, wenn man den Verselbstständigungsgedanken konsequent denkt. Wenn wir nicht mehr gebraucht werden, dann haben wir unser Ziel erreicht.«

Dieses »Nicht mehr gebraucht werden« geschieht schrittweise. Zunächst wurde ein Trainingsapartment gegenüber der Gruppe eingerichtet, später dann eine weitere ambulant betreute Einheit, das »Betreute Wohnen« in unmittelbarer Nähe der stationären Gruppe, heute das »Sozialpädagogische Wohnen«. Inzwischen leben auch junge Erwachsene in angemieteten eigenen Wohnungen im Stadtteil, die nur noch auf der Basis von

Fachleistungsstunden betreut werden. »Daraus ergibt sich ein lokales dreigliedriges Gesamtkonzept aus stationärer, teilstationärer und ambulanter Betreuung«, erklärt Markus Kaiser. Dieser »Netzwerkkegel« ist eine Art Pyramide – aufbauend auf die stationäre Betreuung und bei zunehmender Selbstständigkeit gekennzeichnet durch abnehmende Betreuungsintensität.

Die Besonderheit des neuen Systems besteht darin, dass das Betreuerteam der stationären Wohngruppe Ansprechpartner für alle drei Bereiche ist.

Betreuungskontinuität ist das Stichwort: Auch wenn ein Jugendlicher den Schritt aus der stationären Wohngruppe in die ambulante Betreuung wagt, bleiben ihm seine pädagogischen Ansprechpartner erhalten. Außerdem lebt er weiterhin im Stadtteil unter Beibehaltung der gewachsenen sozialräumlichen Bindungen zur Schule, zur Gemeinde, zum Fußballverein oder zur Freiwilligen Feuerwehr, aber auch Therapeuten und Ärzte müssen nicht neu gesucht werden. »Wir haben hier viele junge Erwachsene, die auch nach der Betreuung durch uns im Stadtteil geblieben sind«, sagt Kaiser, der schon die Anfänge der Wohngruppe in Huckingen begleitet hat.

Aber nicht nur für die Jugendlichen und ihre Familien ist diese Kontinuität von Vorteil. Auch den belegenden Jugendämtern gibt das Modell Planungssicherheit. Inzwischen sind auch die beiden anderen Außenwohngruppen in Duisburg Teil des Netzwerkkegels. Markus Kaiser und seine Kollegen sind bei Hilfeplangesprächen in den Gruppen Duisburg-Bissingheim und Duisburg-Buchholz schon mit am Tisch, wenn es bei den jungen Menschen um die Perspektive der Verselbstständigung geht. Diese Anschlussmöglichkeit einer weiteren Förderung am Standort Huckingen haben die Betreuer und Jugendamtsmitarbeiter somit langfristig im Blick. Hilfreich hierbei sind die enge konzeptionelle Zusammenarbeit innerhalb des Netzwerkkegels Duisburg und die daraus resultierende Flexibilität.

Aber Netzwerkkegel ist nicht gleich Netzwerkkegel. Die Duisburger Außenwohngruppen sind Teil des Fachbereichs I, Erzieherische Hilfen im Sozialraum. Im Fachbereich II, den Erzieherischen Hilfen – Intensiv- und Komplexangebote –, funktioniert das Netzwerkkegelsystem zwar nach der gleichen Grundidee, aber doch anders. Dem Alter und dem Betreuungsbedarf der dort lebenden Kinder und Jugendlichen entsprechend ist die Betreuung hier eine intensivere. Aber auch hier schwächt sich die Intensität mit zunehmender Verweildauer ab, wobei Beziehungskontinuität gewährleistet werden kann.

Diesen beiden Netzwerkkegelkonzepten folgt die Agenda 2015, die Neuentwicklung des diakonischen Campusareals der Graf Recke Stiftung in Wittlaer, wonach die Platzzahl in der Jugendhilfe auf dem Wittlaerer Campus von jetzt etwa 160 Plätzen auf höchstens 96 reduziert wird: Auf dem Campus sollen



»Ziel der Gruppe MuT ist es, die Kinder möglichst in die Familien zurück zu führen.«

Marcus Harnischmacher,
Teamleiter der Gruppen MuT und Wolfsbau
in Düsseldorf-Wittlaer



»Der Netzwerkkegel bietet die Struktur, in der sich unterschiedliche Ansätze und Konzepte miteinander verbinden lassen.«

Markus Kaiser, Teamleiter der
Gruppen in Duisburg-Huckingen

die jungen Menschen verbleiben, die einen erhöhten Schutz- und Betreuungsbedarf haben. »Alle anderen gehören in den Sozialraum«, sagt der Geschäftsbereichsleiter der Graf Recke Erziehung & Bildung, Michael Mertens.

Die Zusammenführung mehrerer Gruppen zum Netzwerkkegel hat schon begonnen. Die Gruppe MuT hat ein zum Abriss vorgesehenes Gebäude leer ziehen müssen und ist nun in den Gebäudekomplex der Gruppe Wolfsbau gezogen. Die beiden Gruppen gehören zu denen, die später gemeinsam in die neuen »Wohnwürfel« in Wittlaer ziehen werden, in denen dann das gesamte Betreuungssetting inklusive therapeutischer Angebote in einem Haus angeboten werden wird.

Doch schon jetzt wachsen die Gruppen MuT und Wolfsbau, unter der Teamleitung von Marcus Harnischmacher zusammen. Er ist mit je einer halben Stelle in beiden Gruppen tätig. Das Büro und Nachtbereitschaftszimmer liegen in der Mitte zwischen beiden Gruppen. Die behalten jeweils ihre konzeptuelle Eigenständigkeit, arbeiten jedoch sehr eng zusammen. Die Betreuungsintensität der Gruppe MuT ist eine höhere, so dass der Wolfsbau eine mögliche Anschlussbetreuung darstellt. »Es ist aber nicht so, dass sich der Wolfsbau aus der Gruppe MuT speist«, betont Marcus Harnischmacher. »Ziel der Gruppe MuT ist es, die Kinder möglichst in die Familien zurück zu führen.« Und der Wolfsbau nimmt auch weiterhin Kinder und Jugendliche aus ganz anderen Systemen der Stiftung oder von außen auf.

Die beiden Teams tagen wöchentlich unter sich und einmal im Monat gemeinsam. In den gemeinsamen Sitzungen werden Erfahrungen ausgetauscht und Synergien abgesprochen. »Das bezieht sich sowohl auf die Betreuungsmöglichkeiten als auch die Dienstplanung«, berichtet Harnischmacher. So können sich die Kollegen wechselseitig vertreten oder auch Jugendliche während der Schließzeiten der jeweils anderen Gruppe bei sich aufnehmen, ohne dass dies mit einem Ortswechsel verbunden wäre. Betreuungskontinuität ist also auch hier ein wesentlicher Vorteil, so wie auch die Flexibilität der Hilfen. Denn ob in der Außenwohngruppe oder auf dem Campus: Wer innerhalb des Netzwerkkegels den nächsten Schritt wagt, dabei aber an seine Grenzen stößt, kann innerhalb des vertrauten Settings ohne Beziehungsabbruch in die intensivere Betreuung zurückkehren.

Ob im Sozialraum oder im Quartier: Betreuungskontinuität, Flexibilität, langfristige Planungssicherheit und fachlicher Austausch sind die Stichworte, unter denen das Konzept der Netzwerkkegel weiter ausgebaut wird. Die Außenwohngruppen in Mönchengladbach-Rheydt, Düsseldorf-Lierenfeld und Oberhausen arbeiten schon danach, und auch in Hilden und Mettmann werden erste Vorbereitungen getroffen – hier wie dort in einem aufeinander abgestimmten und aufbauenden Betreuungs- und Therapiemix. »Das ist das große Plus der Graf Recke Stiftung«, sagt Markus Kaiser, »dass wir hier über so viele verschiedene Betreuungsformen, Therapieangebote, kurz: Fachkompetenzen verfügen.« Und die sollen jetzt noch besser aufeinander abgestimmt und miteinander vernetzt werden. Kaiser: »Der Netzwerkkegel bietet die Struktur, in der sich unterschiedliche Ansätze und Konzepte miteinander verbinden lassen.« //

Info

Wohngruppen

Die Wohngruppen MuT und Wolfsbau bieten jeweils sieben Plätze für Jungen und Mädchen von 6 bis 14. Die betreuungsintensivere MuT-Gruppe verfügt über 7, der Wolfsbau über 5 Stellen, hinzu kommen die inklusiven Angebote der Familientherapeuten.

Die Außenwohngruppe Duisburg-Huckingen ist ein Angebot für männliche Jugendliche ab 16 mit niedrigem Betreuungsaufwand, das Sozialpädagogisch Betreute Wohnen für junge Männer ab 17 Jahren.

Detaillierte Infos gibt es auf der Homepage unter <http://www.graf-recke-stiftung.de/erziehung-bildung.html>



Familien meistern ihr Leben

Seit 2011 engagiert sich die 5-Tage-Gruppe Wittlaer jedes Jahr, um einen Weihnachtsmarkt auf die Beine zu stellen. Zur Freude über das Event als solches kommt immer auch die positive Erfahrung und Bestätigung, selbst etwas auf die Beine stellen zu können.

Besonders Ellen Barghorn hatte sich von Beginn an sehr engagiert und sich der Sache angenommen. Sie führte diese Arbeit auch weiter, als ihr Sohn im Frühjahr 2012 aus der 5-Tage-Gruppe entlassen wurde. Mittlerweile geht sie als Vorsitzende des jährlichen Weihnachtsmarktes und bei der Vorbereitung und Durchführung des Events mit hohem Engagement vorne weg.

Im Zuge der pädagogischen Konzeption der 5-Tage-Gruppe werden alle Familien bei anstehenden Aktionen innerhalb und außerhalb des Gruppenbereiches stets eingebunden, sowohl bei Alltagsanlässen wie Zahnarztbesuchen der Kinder oder bei Festen wie bei der Organisation des Weihnachtsmarktes: Von der Einladung bis zur Durchführung geben alle Familien ihr Bestes. Als »Weihnachtsmarktbegleitung« schmückt dieses Event auch stets das aktuelle Thema der vorangegangenen Familienfreizeit im Sommer, eine pädagogisch-therapeutische einwöchige Freizeit mit allen Familienmitgliedern.

Die letzte Freizeit stand unter dem Motto – *Multikulti: Familie Schulz geht auf Reisen, eine Ruhrpottfamilie macht sich auf.* »Bei so einer Aktion kann sich keiner mehr verstecken«, so Sylvia Grotzki, Teamleitung der 5-Tage-Gruppe. Da gibt es keine technischen Geräte, keiner kann den eigenen Fragen und Themen mehr ausweichen. Die Eltern sind eng in die Abläufe und Aktivitäten eingebunden, für sie wie auch die Gruppenzieher eine wichtige Zusammenarbeit.

Kontakte haben Eltern und Kinder oft noch lange nach dem meist zwei- bis dreijährigen Gruppenaufenthalt – ein gutes Zeichen für eine ertragreiche Zusammenarbeit in Vertrauen mit viel Engagement und Kreativität. //

Beate Simon

Die Mischung macht's

Im Café ESS PE ZET des Sozialpsychiatrischen Verbundes bilden Klienten zusammen mit hauptamtlichen Mitarbeitern ein starkes Team

Von Rolf Odenhausen

»Ich bin hier mit dem Herzen dabei«, sagt Mickey Hoffmann*, Koch im Team des Café ESS PE ZET. Wer würde das nicht gern über seinen Arbeitsplatz sagen? Und doch ist gerade die Arbeit in diesem Café eine besondere Herausforderung für alle Beteiligten, denn hier wird nicht nur gekocht und bedient, sondern nebenbei auch noch der Spagat zwischen einer Anlaufstelle für Menschen mit psychischer Erkrankung und einem Treffpunkt im Stadtteil versucht.

Das Café ist öffentlich. Hier kann jeder frühstücken, zu Mittag essen oder auch einfach nur etwas trinken. Wechselnde Deko gibt der schicken Einrichtung eine ganz besondere Note. Ein Ort zum Wohlfühlen, »man kann so sein, wie man ist«, hebt Krystyna Alanus hervor. Die junge Frau arbeitet selbst hier, weil sie seit ihrer Berentung eine Aufgabe braucht, die sie bewältigen kann und die ihr dabei hilft, sich den Tag einzuteilen. Farina Meier hingegen will hier im Café ihre Belastbarkeit prüfen. Gelegenheit hat sie dazu genug. Denn manchmal kommen viele Kunden auf einmal. Und dann stört es sie, »wenn die anderen Mitarbeiter auch gerade alle hinter der Theke rumwuseln«. Wenn es zu stressig wird, nehmen die Betreuer auch schon mal Tempo raus. Für Koch Mickey Hoffmann ist es sehr wichtig, dass alle »eins nach dem anderen machen«. Er kennt das meist raue Klima in der Gastronomie aus langjähriger Erfahrung gut genug, um zu wissen, dass das auf Dauer eine enorme Belastung ist. Auch Franca Baum, die gerade ihr Freiwilliges Soziales Jahr rund ums Café absolviert, schafft es immer wieder, Ruhe in das Team zu bringen, nicht zuletzt indem sie beherzt zupackt. »Die Franca würden wir gern behalten«, ist die einhellige Meinung.

Die gute Atmosphäre im Team ist allerdings kein Selbstläufer, alle tun etwas dafür. »Probleme werden nach Möglichkeit direkt angesprochen, damit kommen wir ganz gut klar«, so Farina Meier. Und davon profitieren nicht zuletzt die Besucher des Cafés. »Die Gäste fühlen sich hier ganz wohl. Sie loben oft den lockeren Ton und natürlich das Essen«, erklärt Christian Hoppe. »Manchen geht es zu langsam, die drängeln dann. Da muss man gelassen bleiben.« Schwieriger ist es für das Team, wenn Gäste aus dem Stadtteil hereinkommen. Die wissen oft nicht, dass das Café ESS PE ZET ein arbeitstherapeutisches Projekt ist oder hatten bisher noch keinen Kontakt zu Menschen mit Psychiatrieerfahrung. »Da kann es schon mal vorkommen, dass der eine oder andere irritiert ist, wenn ein Besucher plötzlich lauthals singt oder irgendwas macht, was man eben aus anderen Cafés nicht gewohnt ist«, berichtet Krystyna Alanus. Ihr Kollege Christian Hoppe kennt die Situation auch genau anders herum aus der Kantine einer psychiatrischen Klinik. Dort fühlten sich die Besucher mit Psychiatrieerfahrung »komisch und angestarrt, wenn mittags plötzlich die Ärzte am Buffet Schlange standen«.

Da könnte man natürlich den Schluss ziehen, dass doch lieber alle unter sich bleiben. Das Café-Team hat jedoch einen anderen Weg gewählt: Es plant Veranstaltungen, die für alle interessant sind. Regelmäßig werden dort kleine Kunstausstellungen organisiert und mit einer schön gestalteten Vernissage eröffnet. Die Liste der Künstler, die im Café ausstellen wollen, ist mittlerweile lang. Darüber hinaus gab es bereits Lesungen, Musikdarbietungen, Tanzabende und vieles mehr. »Jeder Termin macht eine Menge Arbeit in der Vorbereitung«, erklärt Farina Meier. Und kurz vor einer Vernissage bangt das ganze Team mit dem Künstler, ob sich das Café füllt. Bisher war jede Sorge – zum Glück – umsonst, denn es hat sich herumgesprochen, dass ein Besuch sich hier lohnt.

Im Angebot hat das Café ESS PE ZET außer leckeren Speisen und Getränken bereits eine Menge mehr: Kultur, Selbsthilfe

rund um das Thema psychische Erkrankung, Informationen über das weiterführende Angebot des Sozialpsychiatrischen Zentrums – insgesamt nicht nur eine bunte, sondern sehr stimmige Mischung. Jetzt fehlt nur noch, dass nicht nur zu besonderen Veranstaltungen, sondern auch einfach mal so, auf einen Kaffee, zum Frühstück oder zum – immer frisch gekochten – Mittagessen Leute aus der Umgebung reinschnuppern und diesen Ort entdecken, an dem jeder so sein kann, wie er ist. //

* Namen geändert

Info

ESS PE ZET – mehr als ein Café

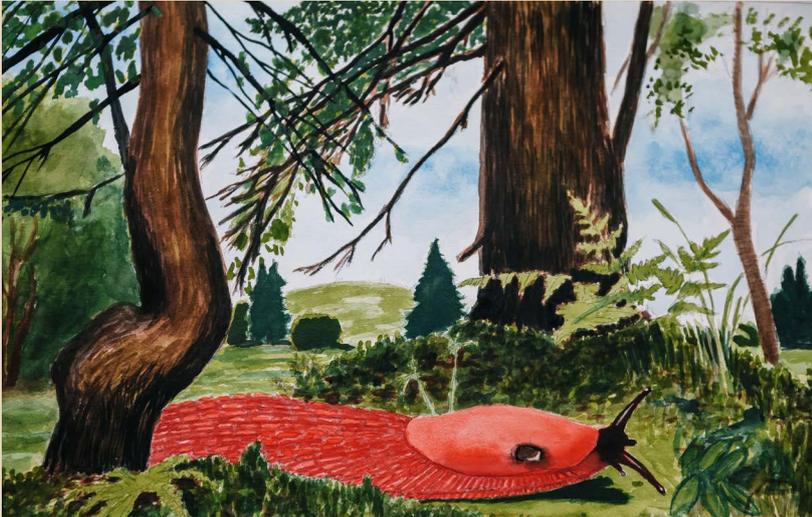
Hinter dem Namen Café ESS PE ZET verbirgt sich die Abkürzung »SPZ« oder »Sozialpsychiatrisches Zentrum« in der Langform. Das Zentrum ist eine Anlaufstelle für Menschen mit psychischer Erkrankung, für Menschen, die sich in einer Krise befinden oder für deren Angehörige und Freunde. Sie alle können hier Rat sowie Kontakte und Austausch finden.

Das Café ist Teil des Sozialpsychiatrischen Zentrums. Es ist offen für alle, das heißt sowohl für Menschen, die Rat und Unterstützung rund um psychische Erkrankungen suchen, aber auch für Menschen, die einfach nur die kulinarischen und kulturellen Angebote nutzen wollen – zu den Öffnungszeiten gibt es vormittags Frühstück und ab 14 Uhr ein warmes Mittagessen.

Öffnungszeiten:

Montag, Dienstag und Donnerstag
von 10 bis 18 Uhr
Freitag von 10 bis 16 Uhr
Samstag von 15 bis 18 Uhr

Kunst im ESS PE ZET



Ein Bild von Gottfried Teuhle

Risse, durch die Licht dringt

Der Titel der Ausstellung *Tagträume* ist für Gottfried Teuhle Programm. Für den im Ruhrgebiet geborenen Künstler bedeutet Kunst eine Form der Flucht aus dem Alltag, eine Möglichkeit des Kraftschöpfens, gerade für die Menschen in den früher rußgeschwärtzten Städten seiner Umgebung.

»Früher waren die Städte grau und deprimierend«, erklärt Gottfried Teuhle. »Heute sind sie farbenfroher, allein schon durch die Werbeplakate.« Der Künstler, Jahrgang 1954, studierte zehn Semester freie Kunst an der Folkwang Hochschule in Essen. Ohne Abschluss verlässt er die Kunstschule, geht zum Arbeitsamt und nimmt Hilfsjobs an, zum Beispiel im Straßenbau und am Fließband. Der Künstler entwickelt so eine Beziehung zur Arbeiterschaft. Auch in Zeiten von Arbeitslosigkeit hat Gottfried Teuhle immer weiter gemalt. »Malen ist wie ein Rausch, in dem ich meine Phantasien umsetze.«

Der Künstler hat sich mit Realismus, Expressionismus und dem Surrealismus beschäftigt, um schließlich einen eigenen farbenfrohen Stil zu entwickeln. »Kunstgeschichtlich haben die Bilder früher, zum Beispiel im Barock oder in der Renaissance, Geschichten erzählt«, führt Gottfried Teuhle aus. »Heute herrschen formale Experimente wie im Kubismus vor. Durch die Fotografie ist die Kunst davon befreit worden, Inhalte zu vermitteln.«

Gottfried Teuhle hat seine Werke noch nie ausgestellt, aber er hat viele Bilder verkauft. So sind die Exponate, deren Präsentation von akustischen Klängen der Band *Warm up* untermalt wurden, allesamt im Besitz einer Freundin des Künstlers. Es sind farbenfrohe Naturmotive als Gegenstück zur Alltagswelt im

Ruhrgebiet. Doch die Schnecke oder auch der Fisch sind überdimensional groß dargestellt, was Irritationen auslöst – durchaus beabsichtigt. Auch Einsamkeit klingt an, wenn Figuren des Malers Edward Hopper »ausgeliehen« werden. Die Venus von Botticelli erwächst bei Gottfried Teuhle direkt aus den rußgeschwärtzten Werkswohnungen und die Abbildung eines Fußes mit Auge mahnt, »immer wachsam zu sein«, so der Künstler. Auch die Welt der Tagträume scheint Risse zu bekommen, Risse, durch die dann allerdings auch das Licht dringen kann (frei nach Leonhard Cohen).

Der Künstler Gottfried Teuhle, der, ganz bodenständig, gerne Fußball im Fernsehen guckt, hat keine künstlerischen Pläne für die Zukunft. »Die Konzentration ist nicht mehr so da«, erklärt Gottfried Teuhle. Staffelei und Aquarellkasten hat er verschenkt. Seine Tagträume bleiben. //

Janet Eales

Die Ausstellung kann bis zum 17. Mai 2014 zu den Öffnungszeiten des Café ESS PE ZET (Montag, Dienstag und Donnerstag von 10 bis 18 Uhr, Freitag von 10 bis 16 Uhr und Samstag von 15 bis 18 Uhr) besichtigt werden.

Do 08.05.2014
17.00 Uhr

»Lindern im Heim – lebenswürdig
bis zum Schluss«
aus der Reihe: *Unterrather Gespräche*
Referent: Dr. Claudius Löns
Seniorenzentrum Zum Königshof
im Deckers,
Unterrather Straße 60
40468 Düsseldorf
(Der Eintritt ist frei)

Sa 10.05.2014
10.00 Uhr

4. Gemeinsames Sportfest des Heilpädagogischen Verbunds in Kooperation mit Trägern aus der Behindertenhilfe und einem Sportverein

Jahnstadion
Heinrich-Späth-Straße
40789 Monheim

Los geht es mit Leichtathletik, weiter mit Bewegungsspielen und einem Fußballturnier. Zuschauen kann jeder. Wer teilnehmen möchte, meldet sich bitte an. Kontakt: c.schluckebier@graf-recke-stiftung.de.

Do 15.05.2014
18.00 Uhr

Vorsorgevollmacht / Patientenverfügung
Referent: Martin Sieffert
aus der Reihe:
Menschen im Walter-Kobold-Haus
Walter-Kobold-Haus
Multifunktionsraum
Einbrunger Straße 71
40489 Düsseldorf-Wittlaer
(Der Eintritt ist frei)

Di 20.05.2014
17 Uhr

Elternunterhalt
Wenn die stationäre Unterbringung nicht aus eigenen Mitteln gezahlt werden kann aus der Reihe: *Grafenberger Gespräche*
Referent: Christian Müsemeyer
Service Wohnen Düsselthal
Grafenberger Allee 341 b-d
40235 Düsseldorf

Sa 14.06.2014
11.00 bis 16.00 Uhr

Offene Gartenpforte im Garten des Sozialpsychiatrischen Verbunds
Grafenberger Allee 341
40235 Düsseldorf

So 15.06.2014
11.00 bis 17.00 Uhr

Sommerfest der Graf Recke Stiftung
Kastanienwiese am Bergesweg
40489 Düsseldorf-Wittlaer

Do 03.07.2014
17 Uhr

Homöopathie für den älteren Menschen aus der Reihe: *Unterrather Gespräche*
Seniorenzentrum Zum Königshof
im Deckers
Unterrather Straße 60
40468 Düsseldorf

Sa 30.08.2014
13 Uhr

Sommerfest der Graf Recke Stiftung
Horster Allee 5-7
40721 Hilden

Veranstaltungen & Termine

Frühjahr & Sommer

Unsere Gottesdienste in der Graf Recke Kirche finden Sie laufend aktuell unter <http://www.graf-recke-stiftung.de/kirche/gottesdienste.html>

Weitere Termine und Nachrichten aus der Graf Recke Stiftung finden Sie tagesaktuell auf der Homepage www.graf-recke-stiftung.de/news



Graf Recke Stiftung
das Leben meistern